

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 90 (1996)
Heft: 7-8

Artikel: Exil als Chance - Irdischer Heimat verirrter Schein : Margarete Susman (1872-1966)
Autor: Wicki, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Exil als Chance – Irdischer Heimat verirrter Schein

Margarete Susman (1872–1966)

Im vergangenen Januar jährte sich zum 30. Mal der Todestag von Margarte Susman, einer zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Denkerin, religiösen Sozialistin und langjährigen Mitarbeiterin dieser Zeitschrift. Gerne nehmen wir die Gelegenheit wahr, ein Referat zu veröffentlichen, das die Philosophin und Journalistin Maja Wicki über Margarete Susman im Rahmen eines Vortragszyklus der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich gehalten hat. Margarete Susman wird uns hier als Prophetin unserer Zeit, als Vorläuferin des Feminismus und als Jüdin auf der Suche nach ihren Wurzeln im geheimnisvollen Schicksal des Volkes Israel vorgestellt. Aber auch die religiöse Sozialistin wäre noch zu entdecken.

Red.

«Rechtzeitigkeit ist immer Gnade»

Wer war Margarete Susman? Worin bestand – und besteht heute noch die besondere Bedeutung dieser Frau, die Malerin, Dichterin und Denkerin war, mehr noch, eine *Prophetin unserer Zeit*? Über 32 Jahre lebte sie in Zürich im Exil, nicht weit von der Universität, an der Freudenbergstrasse. Viele Menschen dieser Stadt haben sie gekannt, und trotzdem ist ihr reiches, bedeutendes Werk hier wenig bekannt. Fast scheint es, als ob die ersten drei Zeilen aus Hölderlins Gedicht «Mnemosyne», die sie über die Einleitung ihres Lebensrückblicks «Ich habe viele Leben gelebt» gesetzt hatte, die Aufnahme und Verbreitung dieses Werks beeinflusst hätten, obwohl «Mnemosyne» – «Gedächtnis, Erinnerung» – gerade das Gegenteil bedeutet:

*«Ein Zeichen sind wir, deutungslos,
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.»*

Den schon erwähnten *Lebensrückblick* beendete Margarete Susman 1963, drei Jahre vor ihrem Tod, im Auftrag des Leo Baeck-Instituts. Sie war damals völlig er-

blindet, und die Niederschrift hatte viele Jahre beansprucht, da sie des Diktierens ungewohnt war und es als schwer empfand, die Geschichte des eigenen Lebens zu schreiben, weil diese Geschichte «nicht wie die eines anderen Lebens eine ruhig geschaute, sondern eine selbstgelebte ist, in der sich die Wahrheitsfrage anders und weit schwieriger stellt», wie sie festhielt; zumal «eine grosse Welt von Worten und Werten seit meiner Jugend versunken und nicht nur eine ganze Sprachwelt, sondern auch eine ganze Epoche mit sich gerissen hat». Wie sollte sie da unter allem, was sie erfahren hatte, genau das wählen, was «den Wert des Aussagbaren» hat?

Eigentlich sind es diese Fragen – die Wahrheitsfrage, die Wertfrage und die Frage der Sprache –, die sie ihr ganzes Leben lang beschäftigten. Die *Wahrheitsfrage* wird die Auseinandersetzung mit dem Judentum prägen, die *Wertfrage* die Auseinandersetzung mit den – künstlerischen und sozialen – Strömungen ihrer Zeit sowie mit ihren persönlichen Bindungen und Beziehungen, und die *Frage der Sprache* schliesslich wird ihr eigenes literarisches und politisches Schaffen betreffen, nachdem die Sprache, ihre Sprache, die deutsche Spra-

che, zum Instrument tödlicher Propaganda und Täuschung, zum Instrument unvorstellbaren Grauens geworden war.

Wie hatte Margarete Susman die verschiedenen Epochen ihres langen Lebens gelebt? Welches waren die wichtigsten, die bestimmenden Begegnungen und Erfahrungen, die ihren Weg mitgestalteten und vorweg zu dem werden liessen, als den wir ihn im Rückblick erkennen? «Mein ganzes Leben von Kindheit an war ein Erwachen aus einem immer erneuten Traum, und bei jedem Erwachen war die Welt und ich selbst eine andere geworden. Doch konnte ich nie sogleich das Ganze und die Folgen der Wandlung überschauen und nicht sogleich zu dem anderen Menschen werden, den die neue Wirklichkeit von mir forderte», schrieb sie. Doch die Verzögerung zwischen der Erkenntnis – dem «Erwachen» nach ihren Worten – und dem Handeln, das «die Stunde erforderte» – ob diese Verzögerung Augenblicke oder Jahre ausmachte –, liess sie doch nie irre werden an einem Grundwissen, das die «Gestalt» ihres Lebens betraf, diese *Übereinstimmung von innerem und äusserem Leben*, die sie mit der Erfahrung der «Rechtzeitigkeit» in Verbindung brachte.

Sie schrieb: «Rechtzeitigkeit ist immer Gnade. Man möchte diese seltene Gnade als einen Augenblick bezeichnen, in dem die Zeit sich aus unserem Leben zurückzieht und nur die reine Gegenwart übriglässt, und je öfter dies geschieht, um so mehr ist ein Leben ein Leben gewesen. Es liegt aber auch etwas Furchtbares darin, als wäre alles bisher Gelebte falsch gewesen.» Auf knappste Weise fasste sie so die *Widersprüchlichkeit menschlicher Existenz* – und ihres eigenen Lebens – zusammen: Vergänglichkeit und Wandel, das Glück und zugleich das jähe Erschrecken, das Erkenntnis gewährt, alles in allem die Erfahrung der Gnade.

Zürich – Ort der Kindheit und des Exils

Vergänglichkeit und Wandel: Als Margarete Susman am 14. Oktober 1872 zur Welt kam und aufwuchs, in Hamburg, einer der

«schönsten Städte Deutschlands», wie sie schrieb, in einem *grossbürgerlichen, assimilierten Milieu*, in dem Bildung, Reichtum und Schönheit die bestimmenden Werte waren, da war ihr Elternhaus insofern keine Ausnahme, als «die gehobenen jüdischen Schichten sich bereits ganz als Deutsche empfanden und ein heute kaum mehr verständliches, deutschgeprägtes Leben lebten». Die Fragwürdigkeit dieses Lebens hätte sie erst nach dem Zusammenbruch zu ahnen begonnen, kommentiert sie rückblickend als alte Frau.

Von früher Kindheit an schrieb sie Gedichte, sowohl in Hamburg wie in Zürich, wohin die Familie Susman zog, als Margarete elf Jahre zählte. Vom Leben im Enge-Quartier, vom Schwimmen im See, überhaupt vom damaligen Zürich, sprach sie voll überschwenglichem Glücksgefühl. Allerdings war es auch hier, dass sie das erste Mal die *Erfahrung sozialer Unterschiede* machte, da sie in der Volksschule als Kind einer gebildeten Familie als «reiches» Kind galt, und hier war es auch, dass sie die erste *Begegnung mit dem Tod* machte, eine verstörende Begegnung, da eine Mitschülerin starb und sie die leblose Starre des Leichnams im Sarg mit Entsetzen wahrnahm und hilflos, ohne Erklärung durch die Erwachsenen, ohne religiöse Erklärung über Leben und Tod, mit diesem Bild allein gelassen war. Auch wiederum auf sprachlose Weise habe sie diese Erfahrung einordnen gelernt, hielt sie als alte Frau fest, indem sie eines Morgens das vertraute, geliebte Gesicht des Vaters vor sich gesehen habe und gewusst habe, dass zwar «die Liebe den Tod nicht bannen kann, aber dass sie im Leben die Erlösung vom Tod ist».

Als Margarete Susman fünfzig Jahre später, in der Sylvesternacht 1933/34, das zweite Mal nach Zürich kam, diesmal als *Flüchtling*, unter dem Druck der beängstigenden Entwicklung in Deutschland, kam sie hierher zwar ins Exil, jedoch wie in eine kindheitsgeprägte Welt möglicher Geborgenheit – «irdischer Heimat verirrter Schein», wie sie in einer Verszeile in einem Traumgedicht von 1922 vorweg festgehalten hatte.

Zwischen der Kindheit und dem Exil jedoch war eine lange Entwicklung. Stärker als die Wirklichkeit prägten sie in der Jugend *Dichtung und Literatur*. Hieraus schöpfte sie ihre Vorstellungen von Leben und Liebe, von Gut und Böse. Als sie nach Abschluss der Höheren Töchterschule einen ihrer Lehrer fragte, zu welchem Beruf er ihr rate, habe dieser gesagt: «Hüten Sie sich, Gretchen Susman, Sie führen eine gute Feder, Sie sollten aber durchaus und zunächst Frau und Mutter werden.» Und da auch der verehrte Vater geschworen habe, dass, solange er nicht unter der Erde sei, sie nicht studieren werde, gab sie sich damit zufrieden, nicht zu studieren, dafür aber Malunterricht zu nehmen und zu lesen, von Schiller über Jacobsen zu Nietzsche, ein grosses Denkangebot auf der Linie des heroischen Atheismus, das sie vor allem ratlos machte.

Späte Lehr- und Studienzeit

Im Jahre 1891, als sie 19 Jahre alt war, brachte ihr Vater sie zu entfernten Verwandten nach Wien, doch auch hier bewegte sie sich ausschliesslich in der behüteten, beschützten, eleganten Welt des «Fin de siècle». Trotzdem hatte sie auf merkwürdige Weise das Gefühl, dass sie sich ständig selbst im Weg stand und dass immer wieder eine unbegreifliche Traurigkeit über sie kam, gleich dem Kari Bühl in Hoffmannsthal's «Der Schwierige».

Wieder zurück in Zürich, ein Jahr später, starb ihr Vater. Sie war zwanzig Jahre alt. Zur Mutter, die schon seit Jahren schwer krank und pflegeabhängig war, verband sie keine warme Beziehung, sondern eine schwierige und widersprüchliche. Margarete Susmans «guter Geist» fortan war ihre ein paar Jahre ältere Schwester. Das äussere Leben hatte sich mit einem Schlag verändert. Die drei Frauen zogen nach Hannover. Zwar beschäftigte sich Margarete Susman neben der Pflege der Mutter weiter mit Zeichnen und Malen, und doch begann sich damals ihr inneres Leben zu verändern. Einerseits erfuhr sie bei einer Augenkontrolle, dass sie mit grosser Wahr-

scheinlichkeit erblinden würde, andererseits begann sie, sich fürs Judentum zu interessieren. Die ersten Kenntnisse erhielt sie von Rabbiner *Caesar Seligmann*, mit dem sie das ganze Leben befreundet blieb. Das Grübeln und Suchen und die ständige Pflege der Mutter brachten es mit sich, dass sie immer schwermütiger wurde. Ein älterer Verwandter konnte sie bewegen, von Hannover fortzugehen und ihr Leben selbst an die Hand zu nehmen.

So begann sie, für heutige Vorstellungen relativ spät, ihre Lehr- und Studienzeit, zuerst in Düsseldorf, dann in München und in Berlin. Nach dem zurückgezogenen Leben mit Mutter und Schwester war dies für die junge Malerin, Kunststudentin und Dichterin, im Kreis von Künstlern und Dichtern, eine rauschhafte Zeit, wie sie schrieb. In Düsseldorf lernte sie auch den Mann kennen, dem ihre erste Liebe galt und den sie viele Jahre später, 1906 in Paris, wieder sehen und wenig später heiraten wird: *Eduard von Bendemann*. Dazwischen aber hatte sie das Glück grosser Begegnungen und Freundschaften mit Menschen, die sie bereicherten und prägten. Zu diesen gehörte der früh verstorbene Literaturwissenschaftler und Denker *Erwin Kircher*, mit dem sie sich tief verbunden fühlte. Sie erfuhr von seinem Tod über einen Traum, den sie während eines Italienaufenthaltes hatte. Dessen bedeutendes Buch über die Romantik wird sie, gewissermassen als über den Tod hinaus fortgesetzte Freundschaft, veröffentlichen, gemeinsam mit *Heinrich Simon*, dem späteren Herausgeber und Chefredaktor der «Frankfurter Zeitung».

In München begann auch ihre Freundschaft mit *Gertrud Kantorowicz*, über die sie einerseits Zugang zum *George-Kreis* fand und *Karl Wolfskehl* begegnete, durch die sie andererseits den Philosophen *Georg Simmel* und dessen Frau *Gertrude Simmel* kennenlernte, die sich unter dem Namen Marie Louise Enckendorf als Schriftstellerin einen Namen gemachte hat. (Dass Gertrud Kantorowicz und Georg Simmel ein geheimes Liebespaar waren, ja dass aus dieser Verbindung ein Sohn geboren wurde, dessen Geburt und Existenz verheim-

licht wurde, solange Simmel lebte – dies erfuhr Margarete Susman erst nach Simmels Tod kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs, und es erschütterte sie.)

Georg Simmel wurde für Margarete Susman zum verehrten Lehrer und Freund, unter dessen Leitung sie Platon, Spinoza und Bergson zu studieren anfang und sich intensiv mit Fragen der *Ethik* – des guten Lebens – zu befassen begann. In Simmels Haus begegnete sie auch einem leidenschaftlichen, unbürgerlichen jungen Philosophen, *Bernhard Groethuysen*, der ihr Frankreich und die französische Philosophie nahebrachte und den sie auf – ebenfalls sehr scheue – Weise liebte. Sie schrieb: «Immer war bei Groethuysen das Wort, vor allem das mündliche, von solcher Überzeugungskraft, dass Worte von ihm auch später noch wie Messer in mein Leben eingeschnitten oder es wie ein jäher Blitz erleuchtet haben. Durch seine gespenstische Auffassung der Liebe hat er mich aber damals sicher noch tiefer in ein Bündnis hineingetrieben, das mir Leben und wirkliche Liebe an Stelle einer schattenhaften, wirklichkeitsfremden Beziehung verhiess.»

Eheschliessung und Verweigerung der Taufe

Das «Bündnis», das sie hiermit andeutete, war das Ehebündnis mit dem Maler und Kunsthistoriker Eduard von Bendemann. Eigentlich kam die Liebe zu Eduard von Bendemann über sie wie ein *Schicksal*, war doch die seelische Verwandtschaft, die sie mit ihm verband, eher geringer als diejenige, die sie in anderen Freundschaftsbeziehungen erlebt hatte. Doch als sie ihm 1906 in Paris mitten auf den Champs Elysées wieder begegnete, da war diese Liebe wie eine unentrinnbare Tatsache und Notwendigkeit. Noch in Paris verlobten sie sich. Als sie wenige Monate später in Berlin Heinrich Simon diese Verlobung mitteilte, traten diesem die Tränen in die Augen, und Margarete Susman fragte sich, ob sie nicht tatsächlich eher zur Welt Simons gehörte als zu derjenigen von Bendemann.

Da sie und Simon mitten in den Arbeiten am Buch von Erwin Kircher waren, reiste Heinrich Simon dem jung vermählten Paar auch auf der Hochzeitsreise nach Florenz nach, damit die Arbeit nicht unterbrochen wurde.

Im Zusammenhang mit der Vermählung sah sich Margarete Susman vor einen anderen wichtigen Entscheid gestellt. Nicht Eduard von Bendemann, sondern dessen Eltern drangen auf sie ein, dass sie sich taufen lasse. Sie willigte zuerst ein, da sie sich durch Literatur und Dichtung *dem Christentum nahe* fühlte, nahm auch Unterricht, doch am Vorabend der Taufe «ergriff sie», wie sie schrieb, «die Gewissheit der vollkommenen Unmöglichkeit» dieses Schritts. Sie sandte dem Pfarrer ein Telegramm – und damit war dieses Kapitel abgeschlossen, wie sie lakonisch bemerkte.

Ein Jahr nach der Eheschliessung gebar Margarete Susman in Berlin einen *Sohn*, wenig später starb, völlig umnachtet, ihre Mutter. Das Kind, «anfangs ein hässliches Geschöpf», wie sie schrieb, wuchs zu einem begabten, frühreifen Jungen heran. Über ihre Ehe schwieg sich Margarete Susman aus. Sie verstand diese Diskretion als Treuepflicht. Eine knappe Bemerkung findet sich in ihren Memoiren: «Es war eine gute Ehe, in der trotz der Verschiedenheit der Naturen nie ein böses Wort gefallen ist. Doch weiss ich heute, dass ich mit dieser Ehe den Fehler begangen habe, den Goethe in den Wahlverwandtschaften rügt: dass ich auf einer späteren Stufe eine Verbindung eingegangen bin, die auf einer früheren angelegt und nicht gelebt worden war. Auch hier das Problem der Rechtzeitigkeit, das in meinem Leben eine so grosse Rolle gespielt hat.»

Mit der Eheschliessung und der Geburt des Kindes ergab sich eine *Vervielfachung der Aufgaben*. Sie hatte für das Kind, den Mann und den Haushalt zu sorgen, hatte verschiedene Umzüge zu organisieren, 1912 von Berlin nach Rüschlikon, 1915, während des Kriegs, nach Frankfurt, 1917 wieder zurück nach Rüschlikon, 1919 nach Säckingen am Rhein –, all dies neben der schriftstellerischen und publizistischen

Tätigkeit, für das Feuilleton der Frankfurter Rundschau, später für die von Martin Buber herausgegebene Zeitschrift «Der Jude», aber auch für die Neue Zürcher Zeitung, für die Basler Nachrichten, Die literarische Welt, Der Morgen, Die neue Rundschau, Liberales Judentum und für andere Blätter.

1910 erschien ihr Buch «Das Wesen der modernen Lyrik», 1912 das Gertrud Simmel zugeeignete kleine Werk «Vom Sinn der Liebe», in dem sie noch ein völlig *traditionelles Geschlechterbild* entwarf, das «den Dienst der Frau vor dem Mann» als deren höchste Bestimmung bezeichnete: «Dies ist der Dienst der Frau vor dem Mann. Sie stellt ihr Leben in den Dienst der grossen Gedanken und Enthüllungen des männlichen Geistes. Sie baut an ihnen und bewahrheitet und erfüllt sie durch ihr Leben, das zu demselben Ziel drängt wie des Mannes gestaltende Kraft und seiner schauenden Klärung auf dem dunklen gefährlichen Wege bedarf... Die Hingebung Gretchens, die tausendfach missverständene, ist das tiefe weibliche, das hinanziehende Vertrauen auf den Genius, der – wie er auch handeln, was er auch fehlen möge – mehr und Tieferes vom Leben weiss und erkennt als wir, der dem weiblichen Geist das Mysterium des Lebens aufschliesst, durch das er zu sich selbst gelangen soll.»

Das traditionelle Geschlechterverhältnis als ungerechtes Herrschaftsverhältnis

«Wie er auch handeln, was er auch fehlen möge», war leicht gesagt, solange Margarete Susman nicht selbst darunter litt. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg lebten die Bendemanns in Säckingen auf dem Land, in einem Bauernhaus, das der Mann gekauft hatte, ohne seine Frau zu fragen. Die Bewirtschaftung überforderte beide, und dies in einer Zeit wachsender Inflation, die Margarete Susman als Zerrüttung aller Lebensverhältnisse erfuhr. Als Eduard von Bendemann eine Liebesgeschichte mit einer anderen Frau begann, als plötzliche

Entfremdung, Lüge und schliesslich 1928 die *Scheidung* Tatsache wurden, konnte Margarete Susman sich im monatelangen Leidens- und Trauerprozess, während dem sie schwer krank wurde, dem damit verbundenen Erkenntnisprozess nicht entziehen, dass sie einerseits während ihrer ganzen Ehe einen täglich erneuerten Traum aufrechtzuerhalten gesucht hatte, dass andererseits das traditionelle Geschlechterverhältnis letztlich ein ungerechtes Herrschaftsverhältnis zu Lasten der Frauen ist.

Allerdings hatte sich diese Erkenntnis schon vorher angebahnt. Im 1926 entstandenen Essay «*Das Frauenproblem in der gegenwärtigen Welt*» schrieb sie: «Das Heraustreten der Frau aus dem Bild des Mannes ist in seiner Verwirklichung kein einfaches, gradliniges Geschehen, keine blosser Entfaltung und nicht einmal eine blosser Revolution, sondern ein unendlich schwerer, verwickelter und tausendfach unterbundener Prozess. Die Revolution der Frau hat nicht einfach den gesetzhaften Verlauf und Rhythmus anderer Revolutionen...: Hier bindet eine andere Macht der Freiheit gebieterisch die Hände, hier werden Ketten Kränze und Kränze Ketten.» Gegen Schluss des Aufsatzes schreibt sie: «Wie unendlich weit auch diese Generation noch von einer wirklichen Lösung des Problems entfernt ist – es ist wenigstens als Problem deutlich sichtbar geworden... Nie wird und darf das männliche Werk der Frau letzter Zweck, endgültiges Ziel sein.» Aber, hält sie fest, «jeder Schritt vorwärts zur Lösung des Frauenproblems wird auch ein Schritt zur Lösung des Problems des Mannes und des wahren Zusammenlebens von Mann und Frau und damit zuletzt der Weg zu einer neuen Menschheit sein.»

In all diesen Jahren pflegte Margarete Susman eine reiche Korrespondenz. Ihre Briefpartner waren *Gustav Landauer*, *Ernst Bloch*, *Franz Rosenzweig*, *Eugen Rosenstock* – und viele mehr, die dazu beitrugen, dass sich ihr Denken vorweg weiter und tiefer erschloss, dass sie über den Austausch und die geistige Nähe tiefste Freundschaft erfuhr.

Das «furchtbare Schicksal»

Nach der Scheidung zog sie für eine Weile nach Basel. «Ich war frei, jedoch so sehr im Bann des Geschehenen, dass ich nur mühsam wieder Boden unter den Füssen fand. Ich war frei, aber zu was für einem Leben? Ich weiss nur, dass ich eigentümlich ruhig war, und dass der Abschied von meinem bisherigen Leben mir auch eine leise Erleichterung schien.» In Basel hatte Margarete Susman einmal mehr das Glück, von *Freundschaft* getragen zu sein. Doch kaum war sie wieder etwas bei Kräften, zog sie nach *Frankfurt*, wo sie bis Ende 1933 lebte, allein, wenngleich umgeben von Menschen, die ihr nahe standen und angezogen durch eine Vielzahl von literarischen und philosophischen Aufgaben.

Sie vertiefte sich in die Schriften *Franz Kafkas*, dessen Werk sie durch Groethuyssen kennengelernt hatte. 1929 veröffentlichte sie eine von grosser Klarsicht geprägte Studie über den fünf Jahre vorher verstorbenen Dichter, auf die ich noch eingehen werde. Es ist bekannt, dass *Walter Benjamin* diesen Aufsatz zu lesen bekam, der seine eigene Auseinandersetzung mit Kafka beeinflusste, dass andererseits Margarete Susman, die sich gleichzeitig in Goethes Werk vertiefte, durch Benjamins Aufsatz über Goethes Wahlverwandtschaften sehr beeindruckt war. Ebenfalls in jener Zeit liess sie sich in die Auseinandersetzung mit dem *Chassidismus* ein, vollendete sodann ihr Buch über die «Frauen der Romantik» und begann Freud zu studieren.

Aber es war ihr nicht mehr möglich, «abzuheben», wie sie dies früher zu tun pflegte. Die *äussere Realität* wurde zunehmend *härter*. «Die Schattenwelt um mich her liess sich von meiner Arbeit nicht bannen», schrieb sie. «Was das Leben ist und was der Tod, hatte ich wohl schon immer gefragt, ich war ja dicht am Rande gewesen; aber die Menschen, so wie sie nach dem Ersten Weltkrieg geworden waren und einander bedrängten und zerstörten, waren mir im letzten fremd geblieben. Auch alle einzelnen Verhältnisse zeigten in jener Zeit ein neues Gesicht. Die Arbeitslosigkeit un-

zähliger Menschen griff mit ihren schwarzen Händen in das schwache, ermüdete Deutschland ein. Was diese Arbeitslosigkeit bedeutete, verstand ich zuerst noch nicht ganz; aber als dann so viele Ehen, Arbeitsgemeinschaften, Betriebe auseinanderbrachen, alle Einigkeit unter den Menschen mehr und mehr zerfiel, da begann ich sie allmählich als das furchtbare Schicksal zu begreifen, das sie für dieses ausgezogene Land bedeutete.»

Das «furchtbare Schicksal» bahnte sich an, ein «namenloses Grauen breitete sich aus», schrieb Margarete Susman. Doch noch gab es etwas wie Atempause, wie Aufschub: In Frankfurt begegnete sie *Franz Rosenzweig* wieder, der nun schwer krank war. 1929 starb er. Als sie über ihn schrieb, brauchte sie für ihn die Worte, mit denen er einen Heiligen zu definieren versucht hatte: «Ein Mensch des äusseren Kreises, der nicht aus Wahl, sondern aus Schicksal berufen wird; ein Mensch, dem jeder glauben muss, weil keiner mehr etwas mit ihm gemein hat.» Bei der Bestattung von Franz Rosenzweig traf sie auch das erste Mal mit *Leo Baeck* zusammen, dessen Buch «Das Wesen des Judentums» sie kurz vorher besprochen hatte und den sie wegen seiner Menschlichkeit verehrte.

Sie lernte *Berta von Pappenheim* kennen, die grosse Pazifistin und Erzieherin der Frauen jener Zeit, der sie Unterricht über die Philosophie der Vorsokratiker geben durfte. Und sie befreundete sich mit einer anderen bedeutenden Frau, die sie eine moderne Märtyrerin nannte, *Hannah Karminski*, die Vorsitzende des Jüdischen Frauenbundes, die, statt sich in die Schweiz zu retten, wo ihre Schwester lebte, ihre Freundinnen in den Tod begleitete.

Margarete Susman selbst emigrierte im Sommer 1933 aus Deutschland, wie sie sagte, «als Deutsche». Sie reiste zuerst in die Schweiz, dann nach England, von dort nach Holland, wo sie den 15jährigen Jehudi Menuhin spielen hörte, schliesslich in der Silvesternacht 1933/34 in die Schweiz, als einzige Passagierin dieses Nachtzugs, der sie nach *Zürich*, in die Geborgenheit führte, wie sie schrieb, jedoch in eine

Geborgenheit voller Sprünge und voller Fremdheit. «Ich ging durch die Strassen wie im Traum, und es war wirklich ein Gefühl von Freude, das trotz allen Schreckens in mir auflebte, und nur eines entsetzte mich immer wieder: Wenn in dem Land des mir von Kind auf vertrauten Schweizer Dialekts plötzlich Klänge der anderen Sprache auftauchten, die meine eigentliche Heimatsprache war. Man kann sich dies Entsetzen kaum denken: die Sprache, die ich selber sprach, war mir zu einem Schrecknis geworden».

Damit begann für Margarete Susman die Zeit des Exils, das fast 33 Jahre dauern sollte. Sie war, als sie nach Zürich kam – wieder nach Zürich kam, wo sie schon einen Teil ihrer Kindheit verbracht hatte – 61 Jahre alt. Hier traf sie auf den Kreis der *religiösen Sozialistinnen und Sozialisten um Leonhard Ragaz*, in dessen Neuen Wegen sie eine Vielzahl wichtiger Aufsätze publizieren wird, zum Teil unter dem Pseudonym *Otto Reiner*, da sie während des Kriegs als Flüchtling ein Publikationsverbot hatte. So erschien zum Beispiel 1939 aus ihrer Feder ein Aufsatz, in dem sie «Die geistigen Tragkräfte des modernen Kollektivismus» untersuchte: Staatsvergottung, Todesverfallenheit, ausweglose Angst, die Ersetzung des Menschen und der Beziehungen zwischen Menschen durch die Herrschaft der Sache, den auf die Zerstörung alles Menschlichen, alles Lebendigen, alles Göttlichen hin tendierenden Nihilismus, eine Analyse, an deren Ende sie sich fragte, was trotz aller Furchtbarkeit hieraus zu lernen, was zu tun sei. Ihre Antwort war: «Nur auf den Spuren des Menschenbruders können wir die eigene lebendige Seele wiederfinden... Wo immer du die Fussspur eines Menschen findest, zieht Gott vor dir her.»

Das «Buch Hiob» oder Die Wurzel des Judenhasses

Hier in Zürich wird sie ihr *bedeutendstes Werk* schaffen, das aus der drängenden, unentrinnbaren Auseinandersetzung mit dem Schicksal ihres Volkes entstand: Das

«*Buch Hiob*», das 1946, im Jahr nach dem Kriegsende, erschien.

Eigentlich arbeitete Margarete Susman seit dem Jahr 1929, seit der Auseinandersetzung mit Franz Kafka, an diesem Buch. Die Auseinandersetzung mit den verschlüsselten, geheimnisvollen Wahrheiten in Kafkas Werk war gleichzeitig der Beginn ihrer Auseinandersetzung mit dem verschlüsselten, geheimnisvollen *Schicksal des jüdischen Volkes*. In dieser Auseinandersetzung greift sie zurück in die Geschichte, in die Texte der *Propheten*, insbesondere auf Jesaja und mit der gleichen Hartnäckigkeit auf das Buch Hiob. In dieser Auseinandersetzung findet sie auch den besonderen prophetischen Ton, der diese Texte auszeichnet.

Schon im *Kafka-Aufsatz* benennt Margarete Susman das Thema des ganzen Hiob-Buches: «Der Hader mit Gott, der Prozess des Menschen mit Gott um seiner Gerechtigkeit willen hat im Judentum früh begonnen und niemals aufgehört. Er ist die Kehrseite des Lebens unter dem Gesetz, das die unbedingte Gerechtigkeit Gottes voraussetzt. Je reiner die göttliche Forderung an den Menschen erfasst und gelebt wird, umso unbedingter muss der Mensch auf seiner Forderung der unbedingten Gerechtigkeit Gottes bestehen... Das Urentsetzen des Buches Hiob ist das jähe Erkennen, dass die Stimme Gottes auf die Stimme des einzelnen Menschen überhaupt nicht antwortet, dass weder die Stimme des Menschen Gott, noch die Stimme Gottes den Menschen zu erreichen vermag: dass das Schicksal des einzelnen, mein Schicksal, mein Leben – und ich habe ja kein anderes als dieses – rechtlos, hilflos vor Gott im Lebensganzen ertrinkt.»

Wie Hiob wird das jüdische Volk für eine Schuld gezüchtigt und erniedrigt, um die es nicht weiss. «Göttliche und menschliche Gerechtigkeit können nicht zusammenkommen... Es ist die furchtbare Einsicht in die Vergeblichkeit persönlicher Unschuld, die das ganze Buch Hiob durchzieht. Bis zu der persönlichen Schuldlosigkeit dringt Gott gar nicht vor. Dazu sind wir zu tief in die allgemeine Schuld hineingestellt...»

Doch worin erkennt sie diese Schuld, worin besteht sie? In ihrem «Buch Hiob» schreibt Margarete Susman: «Die eigentümliche Schuld, mit der das Gesetz von Anbeginn das Volk belastet, ist, mag auch die menschliche Anklage dies ahnungslos verwischen, der *schuldlosen Schuld* Hiobs verwandt. Israel hat am Sinai die Thora angenommen, und es hat sie nicht nur für sich, es hat sie für die Menschheit angenommen».

Durch diese stellvertretende Gesetzesannahme habe das Volk sich einer Bestimmung übergeben, die es nicht verwirklichen könne, die erst am Ende der Geschichte erfüllt werden könne, doch setze hier, an dieser schicksalhaften Auszeichnung, durch die das Volk sich einem unvergleichbaren *Vollkommenheitsanspruch* ausgesetzt habe, auch alle Feindschaft gegen Israel an. Hier, sagt Margarete Susman, sei die *Wurzel des Judenhasses* aller Zeiten. Weil Israel in seiner Gegenwart, in seiner Gegenwärtigkeit ständig auf die Menschheit hinweise, die noch nicht ist, indem Israel die Menschheit in der Erlösungserwartung, in der «reinen Zukunft» vertrete, sei Israel ein Gegenbild zu den übrigen Völkern. Denn in der Überfülle und Unklärbarkeit des Leidens könne Israel ja trotzdem nicht anders als an der Hoffnung festhalten, an der messianischen Hoffnung. An dieser Hoffnung werde das Volk, werde jede einzelne Seele dereinst gerichtet werden, gemäss dem Wort des Talmud, das Margarete Susman zitiert: «Hast du gehofft auf das Heil?»

Margarete Susman erklärt somit den seit Jahrhunderten schwärenden Judenhass als «*metaphysischen*» Hass. Allerdings kommt sie zum Schluss, dass sowohl dieses geschichtliche Phänomen wie der moderne Antisemitismus «zugleich immer ein soziales und politisches Ablenkungsmanöver» sei. «Am Stand der Wirtschaftsnot eines Volkes» habe man seit jeher den Stand der Judenverfolgungen ablesen können.

Im Vorwort zur zweiten Auflage, die 1948 unmittelbar nach der Gründung des Staates Israel erschien, fragt sie sich, ob nun, wo das jüdische Volk ein *Staatsvolk*

mit festem Territorium geworden sei, ein Volk wie andere Völker, diese Veränderung zum Guten des Volkes sei. Sie sagt: «Gewiss, der in den Wehen und Wirren des Heute geborene kleine Staat ist nicht ein Staat wie andere Staaten... Es geht ihm in ihm allein um die Wahrung und Stärkung eines lebendigen Zentrums, von dem aus das Volk nach der grauenvollsten Zerstörung seiner Geschichte sich wieder neu aufbauen kann. Es geht ihm darum, den wenigen Überlebenden der Katastrophe, die verlassen über die Erde irren, eine Zuflucht, eine Heimat, ein Stück festen Bodens unter den Füßen zu geben.»

«Aber», fährt sie etwas weiter fort, «mit dieser kriegerischen Verteidigung wie mit dem Staat, der sie erfordert, hat doch das Volk ein Stück des ihm fremden Chaos in sich selbst hineingezogen und damit, schwerer noch als seinen äusseren, seinen inneren Bestand gefährdet. Es hat mit dieser Lebensform teil an den blutigen Verirrungen und Verzerrungen der ihm selbst zutiefst widerstrebenden Völkerwelt; es hat teil am Fluch des Nationalismus, teil an der wachsenden Erstarrung des Lebens, an dem apokalyptischen Erkalten des Herzens, in dem das Leben der Menschheit erkaltet.» Und sie fragt: «Kann in einer solchen Wirklichkeit das messianische Erbe noch verwaltet werden? Ist in ihr – es ist dieselbe Frage – die Verwirklichung des einfach Menschlichen noch möglich?»

Die Gleichsetzung von «messianischem Erbe» und dem «einfach Menschlichen» hat für Margarete Susman die Bedeutung eines Axioms. Von diesem Axiom aus formuliert sie auch die Aufgabe, wie sie sich fortan Israel stelle, «dringlicher als je»: «Die Vertretung einer überinternationalen Friedensordnung, auf die das Ganze der Weltentwicklung als auf die allein rettende Entscheidung hinzielt, das Ausharren in der Hoffnung.»

Margarete Susman war, als das «Buch Hiob» erschien, vierundsiebzig Jahre alt, eine nicht mehr junge Frau, die jedoch ihr Leben lebte, wie sie es immer gelebt hatte, auch wenn das Augenlicht zunehmend schwächer wurde, offen den Menschen

gegenüber, die ihr neu begegneten, die sie aufsuchten und liebten – darunter Hermann Levin Goldschmidt, Jacob Taubes, Paul Celan, Michael Landmann, Elazar Benjoetz, ihr Arzt Manes Kartagener, Paul Tillich, der Komponist Robert Oboussier, Manfred Schlösser, Rietli Hardmeier aus Thalwil, die sie als ihre «Arbeitshilfe ganz besonderer Art» bezeichnete, Bertha Huber Bindschedler aus Glarus und viele mehr.

Fremdling auf Erden

Margarete Susman blieb auch offen Anfragen und neuen Aufgaben gegenüber. Unter anderem war sie mehrmals gebeten worden, Vorträge in Deutschland zu halten, was sie regelmässig abgelehnt hatte, bis sie eines Tages einverstanden war, in Heidelberg vor Studierenden über das Thema der messianischen Hoffnung zu sprechen. Als sie im Begriff war abzureisen, verfehlte sie die oberste Stufe der Treppe und fiel kopfüber die steinerne Treppe hinunter. Mehrere Wochen brauchte sie, um einigermaßen wiederhergestellt zu sein.

Dieser Sturz war nicht der erste gewesen. Immer wieder, seit sie eine junge Frau war, war sie gestürzt und in der Folge wochen-, wenn nicht monatelang bettlägerig und pflegebedürftig gewesen. Am Schluss ihres Lebensrückblicks fragte sich Margarete Susman, was das wohl bedeuten möge, dass sie so oft gefallen sei. Und warum das Fallen, auch wenn es grosse Schmerzen nach sich ziehe, immer ein wenig lächerlich sei. Sie kam zum Schluss, dass sich in diesem Stürzen wohl ihr *Verhältnis zur Erde* Ausdruck schaffe. So oft sei sie mit dem Denken anderswo gewesen als auf der Erde, als am wirklichen, tatsächlichen Erdenort, wo sie gar nie wirklich beheimatet gewesen sei – «Irdischer Heimat verirrt Schein». Mit jedem Sturz aber habe ihr die Erde zu verstehen gegeben, dass sie trotzdem hierher gehöre. Und Margarete Susman schloss ihre Überlegung mit der Feststellung, dass der Mensch ja überhaupt ein Fremdling auf Erden sei und dass ihr Fallen gerade dafür als Symbol gelten könne.

Wie Margarete Susman ihre *letzten Jahre* verbrachte, hielt sie selbst fest: «Der Lebensabend – er gleicht dem Abend, der sich auf eine Landschaft niedersenkt, nur dass er voller letzter Fragen ist, wie sie der Abend in der Natur nicht kennt. Es ist jene eigentümliche Zeit, in der schon die Dinge für unser Auge aus ihren wirren Verflechtungen sich lösen und das Leben durchsichtig wird für sein Gesetz: das Gesetz des Lebens und Sterbens... Die Lider schliessen, verstummen und lauschen – das scheint mir das Grunderlebnis des Alters. Das Lauschen in das dunkelnde Leben. Wie viele Stimmen werden da laut, die man am Tag nicht vernommen hat. Durch diese Stimmen glaubte ich lange, nicht in Ruhe sterben zu können, weil so vieles in mir Angelegte in meinem Leben sich nicht verwirklicht hat. Nun bin ich, was mich selber angeht, langsam geduldig und ruhig geworden. Die Gabe des Alters ist ja die Ruhe – und was alles ist in diesem Wort enthalten. Ja, in dieser Ruhe liegt gewiss auch noch eine Hoffnung, aber nicht mehr für das eigene Leben, sondern eine, die sehr viel weiter reicht: die Hoffnung auf ein der blossen Natur enthobenes Reich des Friedens.»

Und die damals 92jährige schloss ihre Aufzeichnungen mit den folgenden Sätzen: «Wie dunkel und unbegreiflich ist die Zeit, wie schnell und wie langsam ist mein Leben vergangen. Und wenn ich an das Bibelwort denke: «Des Menschen Leben währet siebzig Jahr, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahr», dann kommt es mir zuweilen vor, als wäre ich gar nicht mehr im Leben. Wenn ich aber den Zusatz lese: «Und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen», dann scheint mir doch, als ob ein solches Leben letztlich mein Teil gewesen wäre, wie sehr auch der Tod zu ihm gehört. Denn da der Tod nur für den Einzelnen tragisch, im Ganzen aber notwendig und sinnvoll ist, ist für uns, im Leben und im Sterben, nur die einzige Möglichkeit, ihn still in das Ganze aufzunehmen.»

Exil als Chance? Margarete Susman hatte es während 33 Jahren zu nutzen ver-

mocht, vielleicht ihr Leben lang. Galuth und Exil sind dasselbe, «Galuth ist die Sühne für alles», hatte sie in ihrem Hiob-Buch geschrieben. Was «das Ganze» oder «alles» bedeutet, hat Margarete Susman versucht zu beantworten, indem sie sich den *zentralen Fragen* unentwegt stellte: der Frage nach der Wahrheit, nach der Wahrheit des Menschlichen, nach der Wahrheit des Messianischen, nach der Wahrheit des Judentums, der Frage nach den Werten, nach denen sich das Leben auszurichten lohnt, der Frage nach der Sprache, die als Vermittlung zwischen den Menschen, zwischen dem, was war, dem, was ist und dem, was sein soll und sein wird, Ausdruck verleiht. Sie starb in Zürich am 16. Januar 1966.

Benützte Literatur von Margarete Susman:

- Das Wesen der modernen deutschen Lyrik, Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart 1910
- Vom Sinn der Liebe, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1912
- Lieder von Tod und Erlösung, Drei Masken Verlag, München 1922
- Frauen der Romantik, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1929
- Das Buch Hiob und das Schicksal des Jüdischen Volkes, 2. Auflage, Steinberg Verlag, Zürich 1948
- Aus sich wandelnder Zeit, Gedichte, Diana Verlag, Zürich 1953
- Gestalten und Kreise, Diana Verlag, Zürich 1954
- Deutung biblischer Gestalten, Diana Verlag, Zürich 1955
- Ich habe viele Leben gelebt, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1964
- Vom Geheimnis der Freiheit, Hrsg. Manfred Schlösser, Verlag Agora, Darmstadt/Zürich 1965
- Das Nah- und Fernsein des Fremden, Hrsg. Ingeborg Nordmann, Jüdischer Verlag, Frankfurt 1992.

Vor mir steht ein Bild von Leonhard Ragaz: eine kleine Fotografie von der Grösse einer Postkarte, die ich erst nach seinem Tod erhalten habe. Sie zeigt ihn in ganzer Gestalt mit abgewandtem Gesicht, die Hände auf dem Rücken verschränkt, am Rande einer Terrasse, von der er hinüberblickt auf die Berge und hinab in das Tal. Wie ist es möglich, dass dieses kleine Bild, das nicht einmal das Antlitz zeigt, so ergreifend, so herzergreifend das Ganze dieses Menschen wiedergibt, dass bei dem Anblick dieses Bildes in seiner ganzen Unwiederbringlichkeit das vor uns aufsteigt, was wir in diesem Menschen verloren haben? ... Wir haben ihn kaum je in seinem Leben so gesehen. Wie kommt es, dass wir ihn gerade so, in dieser Haltung des Abgewandtseins, des Abschiednehmens, des wortlosen Betens, in dieser schweisgsamen Glorie, die der Abend um ihn webt, so ganz wiedererkennen, dass gerade dies Bild uns so unmittelbar ins Herz trifft?

Wir kannten ihn alle als den grossen Streiter für das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, als den, der in der Geschichte den Fusstritt des lebendigen Gottes vernahm und als Gericht und Verheissung hörbar machte, als den, der im Wissen, dass das Reich im Kampf mit dem Gegenreich kommt, zum Träger der Revolution Gottes in der Geschichte wurde. Wir kannten ihn als den, der im Herzen der Gegenwart wohnte und von ihr aus Vergangenheit und Zukunft deutete: als das schlagende Gewissen seines Landes und seiner Zeit. Wir kannten ihn als den, dessen Herz brannte für die Armen und Entrechteten, der in allem Leben den Geringsten der Brüder, den verlorenen Menschenbruder suchte und zum unablässigen Suchen nach ihm aufrief.

(Margarete Susman, Leonhard Ragaz, in: Neue Wege, Januar 1946, S. 12f.; und in: Vom Geheimnis der Freiheit, Gesammelte Aufsätze 1919–1964, hg. von Manfred Schlösser, Darmstadt/Zürich 1965, S. 290ff.)